

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

19.4.1931 (No. 16)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 16



19. April 1931

Ricarda Huch / Badische Politiker

Am 15. April 1844 brachte der Abgeordnete Baffermann in der badischen Ständekammer ein Deutsches Parlament in Anregung. Der Minister des Aeußeren, Herr von Dusch, wehrte sofort ab, indem er sagte, Baffermann entferne sich vom Gegenstande der Diskussion, sie hätten hier nicht Deutschland zu organisieren, sondern für die badischen Interessen zu sorgen. Baffermann ließ sich nicht irre machen; er wußte, daß seine positive Unterstützung finden würden, denn er handelte in Verbindung mit den Gesinnungsgenossen, die sich auf dem Gute Italiens zu treffen pflegten und nach gemeinsamen Plänen operierten. Großbritannien und Spanien, sagte er, wären aus Ländern zusammengesetzt, die sich einst feindlich zueinander verhalten hätten, jetzt in einem Parlament vereinigt wären, so könne es auch in Deutschland werden. Er dachte sich ein deutsches Parlament noch erhabener in seiner Unabhängigkeit, in seinem Ekelmut und seiner Freiheit vom Parteigeist als das englische. Der Glaube an das Parlament verleihe die Anhänger in Ekstase. Heder jagte in derselben Sitzung: So wenig es ein Phantasma war, als der kleine Mönch von Wittenberg zum erstenmal mit seinen Sägen auftrat oder als Galilei ein neues System der Bewegung der Weltkörper aufstellte, wofür er als Ketzer verdammt wurde, so wenig ist es ein Phantasma, wenn man will, daß nicht bloß die Fürsten, sondern auch die Völker vertreten seien."

Friedrich Daniel Baffermann stammte aus wohlhabendem Hause, sein Vater war Bankier in Mannheim. Schon dadurch war er in die Opposition hineingeboren, denn gerade die Vertreter der Finanz wollten sich aus den Banden der Regierung befreien. Uebrigens war der junge Baffermann begabt und gebildet, hatte Ehrgeiz und ein ideales Streben und ein weiches, empfindliches Herz. Er schloß sich in hingebender Freundschaft an einen viel härteren und stärkeren, Karl Mathy, der sich in mühseligen Kämpfen als unbegabter Charakter bewährt hatte. Nach dem Hambacher Fest 1832 wegen der Aeußerung republikanischer Ueberzeugung verfolgt und zur Flucht gezwungen, in der Schweiz aus einem Kanton in den anderen gejagt, hatte er endlich in dem kleinen solothurnischen Orte Grenchen als Schullehrer eine Heimat gefunden. Er hatte unter schweizerischer Kargheit und Verbitterung viel gelitten, aber auch etwas Verwandtes darin gefunden. Als er 1841 nach Baden zurückkehrte, war er ein verschlossener, trockener, allem Ueberflusse abhold Mann geworden, der Ordnung, Achtung vor dem Gesetz und ein gesichertes Einkommen für die ersten Tugenden des Republikaners und seine Landsleute dazu nicht für reich hielt. Indessen gehörte er selbstverständlich der liberalen Opposition an und wurde von dem Haupte derselben, dem alten Hstien, willkommen geheißen und unterstützt, ebenso von dem Konstanzer Kaufmann Joseph Htler, dem Bezirksdirektor Peters und allen übrigen. Um ihn in Baden zu halten und ihm eine materielle Grundlage zu schaffen, forderte Baffermann ihn auf, mit ihm gemeinsam ein

Verlagsgeschäft zu begründen, wozu er, Baffermann, das Kapital lieferte. Seitdem gehörten diese beiden Namen zusammen.

Hstien, damals neunundsechzig Jahre alt, war noch in der vollen Kraft und mitten in der Ernte seines Ruhmes. Im September 1844 fand in Mannheim ein großes Fest zu seiner Ehre statt, wobei eine Deputation aller größeren Städte Badens und vieler Landgemeinden ihm eine Denkmünze mit seinem Bilde überreichten, und ein von Hoffmann von Fallerleben auf ihn gedichtetes Lied nach der Melodie „Noch ist Polen nicht verloren“ gesungen wurde. An ihn schloß sich besonders Friedrich Heder, der Tollkopf, das enfant terrible der Opposition. Was den alten Aelstgen und den jungen Advokaten miteinander verband, mag eine Verwandtschaft in dem feurig-fröhlichen Temperament, in der Magie der Persönlichkeit gewesen sein; beiden war der Widerwille gegen die geistlose Starrheit der gegenwärtigen Verhältnisse gemeinsam, beide waren Republikaner von Natur. Ihre Gegner sagten beiden nach, daß sie wenig solide Kenntnisse besäßen und oberflächlich urteilten; es machten auch beide keinen Anspruch auf wissenschaftliche Bildung, sie waren praktisch und wollten es sein und hätten es lächerlich gefunden, etwas als gut Erkanntes nicht zu tun oder zu befördern, weil sie es nicht wissenschaftlich begründen konnten. Die Interessen der Bourgeoisie, der Fabrikanten, der Bankiers und großen Geschäftleute waren ihnen nicht wichtig, mehr die der Landwirte, der Kleinbürger und Arbeiter. Sie waren, wie Vater und Sohn, immer zusammen und wurden zusammen, als sie auf einer Reise durch Berlin kamen, dort ausgewiesen, was in ganz Preußen und Deutschland Entrüstung hervorrief und der preussischen Regierung große Unannehmlichkeiten eintrug.

Friedrich Heder war eine schöne männliche Erscheinung, wußte mit einfachen Menschen umzugehen und war im Volke sehr beliebt; aber er gefiel auch denen, die politisch nicht mit ihm übereinstimmten, weil er etwas von einer Naturkraft hatte, die so ist, wie sie sein muß. Er wurde, im Gegensatz zu seinem gemäßigten Bruder, dem schwarzen Heder, der rote genannt, auch der traffe, weil er diesen Bruder auf der Universität einmal gefordert hatte. Trotz seiner maßlosen Heftigkeit verstand er sich gut mit dem frommen Seidenfabrikanten Karl Mez aus Freiburg, der eine eigentümliche Stellung in der badischen Opposition einnahm.

Sein Großvater hatte in Basel die Wandweberei erlernt, eine Vasserin geheiratet und in Randern mit einem Webstuhl zu arbeiten angefangen; die baslerische Verbindung von Spekulation und Christentum war mit ihm in die Familie eingedrungen und führte sie bald zu Wohlstand. Dem blondlockigen Enkel Karl war die Frömmigkeit ebenso selbstverständlich wie Fleiß, Frugalität, Wohlverhalten und Geldvererb. Durch Zufall wurde er Kommiss in einer von einem Schweizer geleiteten Walländer Seidenfabrik, und als er sich des Geschäftes kundig fühlte, bewog er seinen Onkel in Freiburg, bei dem er aufgewachsen war, die Seiden-

Industrie dort einzuführen. Mit der Zeit wurde er einer der größten Fabrikanten Badens. Anfänglich bereifte er für Vater und Onkel den badischen und württembergischen Schwarzwald, lernte das Landvolk kennen und nahm Anteil an seinen Bedrängnissen. Noch bestand damals die Steuerfreiheit des Adels und des Klerus, deren Folge die Ueberlastung der kleinen Gewerbetreibenden und der Bauern war; an die Befreiung von diesen Lasten dachte Mez hauptsächlich, wenn er sich für Freiheit einsetzte. Vergewöhnlich man sich die Zustände, so verheißt man, was die Volkstrennen unter Feudalismus verstanden, und warum sie jeden Versuch, ihn zurückzuführen, erbittert bekämpften. Zur Erfahrung und natürlichen Warmherzigkeit gesellte sich bei Mez der christliche Glaube, um ihn zum Freunde der Armen zu machen. Er war aufrichtig fromm, trotz der pietistischen Redewendungen, denen er sich bediente. Als er einmal in Königsfeld, vor einem Grabstein stehend, zufällig den Namen Karl Mez darauf erblickte, erschütterte ihn das so, daß die überlieferte Frömmigkeit ihm zur bewußten Kraft wurde. In der dortigen Gegend geriet sein Wagen einmal im Dunkeln in die Nähe eines Abgrundes, als ein Mann aufstand und ihm auf den rechten Weg half, der hernach nicht mehr aufzufinden war; da glaubte er, es wäre ein Engel Gottes gewesen. Er fühlte sich beständig von Gottes Willen getragen, von seiner Allgegenwart umgeben. Zu denen, die ihre Habe verschleudern, um dem Herrn nachzufolgen, gehörte er nicht. Er gab sich viel Mühe, den von den Vätern ererbten Besitz zu vermehren, gründete eine Fabrik nach der andern im In- und Auslande; aber innerhalb dieser Grenzen fühlte und betätigte er christliche Bruderliebe. In die Kammer gewählt, hielt er treu zur Opposition und kämpfte für das Wohl der unteren Klassen. In dem Kreise der Frommen, zu denen er gehörte, war es üblich, sich laut zum Herrn zu bekennen; das tat auch Mez, wo immer sich eine Gelegenheit bot, obwohl er wußte, daß er damit Gelächter oder ein Lächeln hervorrief. In der Ständekammer erwähnte ein Minister einmal den Teufel, worauf Heder einwarf, er wisse nicht, wie der Teufel aussehe; Mez sagte ernsthaft, er glaube an den Teufel und stelle sich ihn etwa so vor, wie seinen Freund Heder, wenn derselbe zornig gegen seine politischen Gegner herausführe. Er war überzeugt, daß die Industrie dem Wohle des Volkes diene, glaubte aber, daß der mit dem Steigen der Industrie sich verbreitende Luxus schädlich wirke, wenn die Sittlichkeit des Volkes nicht in gleichem Maße gehoben werde. Wenn er auf dem Lande eine Fabrik einrichtete und Einrichtungen traf, daß die dabei beschäftigten Mädchen gut versorgt und beaufsichtigt wurden, wobei das Gebet eine Rolle spielte, beobachtete er, daß der Wohlstand in der betreffenden Gegend sich hob; seine Erfahrung bestätigte also die Theorie von Mervissen. Daß er die Mädchen zwölf Stunden arbeiten ließ, hielt man damals nicht für Ausbeutung; er hätte elfstündige Arbeitszeit vorgezogen, sagte er, wenn es Gelegenheit zu anständiger Erholung für die Arbeiter gäbe. Fabriken sollten nach seiner Auffassung Erziehungs- oder wenigstens Bewahrungsanstalten sein. Unabhängig von der Welt folgte für Mez aus seiner Religiosität, bei Heder aus seiner leidenschaftlichen Natur. Sie hatten keine Scheu, die ausgetretenen Geleise zu verlassen, durch Meinungen anzustoßen: Mez richtete sich nach der Bibel, Heder folgte der inneren Stimme.

In demselben Jahre, wo Baffermann Vertretung des deutschen Volkes beim Bunde beantragte, hielt Mez in der Kammer eine Rede bei Gelegenheit eines gleichfalls von Baffermann eingebrachten Antrages auf Einführung einer Kapitalsteuer. Er erinnerte darin an die schrecklichen Verhältnisse der schlesischen Weber, die kurz vorher bekannt geworden waren und sprach über die täglich größer werdende Kluft zwischen Armen und Reichen. „Des Menschen Werk ist es, das Werk der Finsternis und der Lüge, daß einige wenige so ungeheuer viel und viele andere so blutwenig besitzen . . . Die Verhältnisse werden und müssen sich ändern, und für weisse halbe ich es, wenn man in Betten einlenkt, damit es nicht einen Generalkrach gebe, welcher alle und alles erschüttern müßte . . . Man wird es nach Jahren kaum glauben, daß es einmal eine Zeit gegeben, wo jene, welche es am besten vermocht hätten, und welche dazu die größten materiellen Verbindlichkeiten hatten, nichts beitragen mußten zu Lasten des Staates.“

Baffermann hatte den Antrag gestellt, den Mez und den Heder beifürworteten; aber es machte sich ihnen selbst bemerkbar, daß verschiedene Gefühle, Gedanken und Absichten dahinterstanden. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den liberalen badischen Abgeordneten und ihren Gesinnungsgenossen im Lande gingen an sich zu verschieben. Mathy und Baffermann rückten mehr und mehr von Hstern und Heder ab, je mehr diese merken ließen, daß ihnen die Interessen des eigentlichen Volkes, der unteren Klassen ebenso oder mehr am Herzen lagen, als die des höheren Bürgerstandes, der Besitzenden. Zum Teil veränderte sich der volkstümlich badische Charakter, den die Bewegung anfangs gehabt hatte, unter dem Einfluß der ausländischen, namentlich der rheinländischen Liberalen, wie Mervissen und Hansemann, mit denen man in Beziehung trat; andererseits gab Baffermann einem Fremden Schuld an der Entfremdung, der

sich kürzlich in Mannheim niedergelassen hatte, nämlich Gustav von Struve, einem Balten, der aus Gewissenhaftigkeit den oldenburgischen Staatsdienst verlassen hatte. Struve war ein trockener Fanatiker, dem jede Liebhaberei oder Neigung, wie zum Beispiel die Phrenologie oder die Enthaltung von Fleisch und geistigen Getränken zum Glaubensgrundsatz wurde, der für alle Geltung haben sollte; er ließ das „von“ vor seinem Namen fort, weil er den Adel verwarf. Seine Beschränkung auf Wasser und Gemüse hatte für die frühlichen, an Wein und Wohlleben gewöhnten Mannheimer etwas Aergersliches, beinahe Verbrecherisches, um so mehr, als er ohne Humor war. Als er sich auf die Politik warf, erhob er auch auf diesem Gebiet die sittliche Forderung. Er gründete einen Turnverein, der die Jugend nicht nur zu Kraft und Gesundheit, sondern auch zur Enthaltsamkeit und Verachtung der Genüsse und im allgemeinen zur Demokratie erziehen sollte. Die Standesunterschiede sollten unter ihnen fortfallen, alle sollten gleich gekleidet sein, an die Stelle des Hutabziehens sollte der kurze Gruß: „Gut Heil!“ treten. Die liberalen Badenser sahen diese Bestrebungen anfangs gern, da sie selbst die zunehmende Verweichlichung und Genußsucht der Bourgeoisie verurteilten; aber der Stoizismus Struves lag ihnen erst recht nicht. Als Struve die Turner militärisch organisierte, wurden sie vollends stübzig; denn es sah so aus, als wolle er eine Armee für eine künftige Revolution ausbilden. Heder gefiel gerade die durchgreifende Energie, und daß Struve Taten vorbereitete; das Methodische mag ihm imponiert haben, da er selbst es so gar nicht war. Er ging nicht sowohl von Grundsätzen, als von Gefühlen und Eindrücken aus. Wenn er sagte, die großen Fabrikgebäude stößten ihm Widerwillen ein und kämen ihm wie Gefängnisse vor, so sprach aus den wenigen Worten wohl der ganze Mensch und seine Weltanschauung; aber die meisten von seinen Parteigenossen wußten nichts damit anzufangen. Der Gegensatz zwischen Heder und Mathy kam zu öffentlichem Ausdruck bei Gelegenheit einer Gesetzesvorlage, die staatliche Unterstützung nothleidender industrieller Unternehmungen betreffend, des sogenannten Fabrikgesetzes. Heder war dagegen: allein die Gründung von Arbeiterassoziationen, sagte er, könne der Schrankenlosigkeit des großen Kapitals und der Not des vierten Standes Abhilfe schaffen; Mathy war, diesmal von Baffermann abweichend, dafür. Die Kälte und Schärfe, mit der er seinen Willen durchzusetzen wußte, reizten Heder aufs äußerste. Mit Struve zusammen gründete er Arbeitervereine und plante die Errichtung gemeinschaftlicher Speisestellen. Sein Vorschlag, die Wohlhabenden sollten bedürftige Proletarier an ihren Mittagstisch nehmen, wodurch zugleich besseres Verständnis zwischen den Klassen angebaut würde, wurde abgelehnt. Baffermann und Mathy waren der Ansicht, daß es dem Mannheimer Proletariat gut genug geht, und daß Erregung von Unzufriedenheit und Begehrlichkeit in diesen Kreisen gefährlich sei. Es kam wegen dieser Fragen oft zu heftigen Auseinandersetzungen, gelegentlich welcher Heder einmal Mathy auf Pistolen forderte. Es gelang, den Zwist auszugleichen, aber nicht die Verschiedenheit der Gesinnung, die ihm zugrunde lag.

Auf der Seite von Hstern und Heder war Fidler aus Konstanz, ein kräftiger, energischer Mann, der den Seekreis beherrschte. Die Familie stammte aus Tirol und hatte die Heimat verlassen müssen, weil der Vater als Parteigänger Oesterreichs von den Franzosen verfolgt wurde. Nach seinem frühen Tode mußten sich die beiden Söhne ihren Weg selbst machen, und waren dabei durch Talent und Laikraft begünstigt. Joseph, eine statliche, sympathische Erscheinung, volkstümlich in seinem Wesen, erfüllt von dem Unabhängigkeitsfinn seines Volkes, hatte bedeutenden Einfluß auf das badische Landvolk und die kleinen Landstädte. Der Freiherr vom Stein hatte gerühmt, daß in der Schweiz wenig und wohlfeil regiert werde; für diesen Vorzug waren die Bauern besonders empfänglich, und in der Bodenseegegend, die seit alters in guten Beziehungen zur Schweiz stand, war der Gedanke an Republik durchaus nichts Fernliegendes.

*

Mit Genehmigung von Autorin und Verlag entnommen dem Werk: Alte und neue Götter. Die Revolution des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland. Von Nicarda Buch. (Deutsch-Schweizerische Verlagsanstalt, Eigenbrödler-Verlag, Berlin und Zürich 1930.)

In diesem Buch zeigt die berühmte und wohl stärkste deutsche Dichterin die Geschichte der revolutionären Bewegung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland in neuem Licht. Wir haben es hier nicht mit einer Schilderung der Tatsachen zu tun, die mit den Ausbrüchen des Jahres 1848 endeten, sondern mit einem Versuch, ihren Zusammenhang mit der umfassenderen, allmählichen Umwälzung zu beleuchten, die das wesentlich agrarische Deutschland in ein wesentlich industrielles verwandelte, was zugleich eine Verwandlung der Weltanschauung bedeutet. Der Verfasserin ist die Aufgabe geblieben, die Menschen, die diese Umwälzung teils herbeiführten, teils ihr widerstrebten oder von ihr mitgerissen wurden, darzustellen. Ihr großes dichterisches

Können ermöglicht eine fesselnde tief durchdachte Schilderung der spannenden und psychologisch hochinteressanten Begebenheit der Revolution des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland. Die Darstellung fesselt und klärt den Leser auf. Er wird sich bemühen, daß der Kern dieser Revolution nicht in kleinen politischen Zwistigkeiten herrschsüchtiger Staatsmänner liegt, sondern das

Erwachen eines bisher durch Uneinigkeiten gehemmten Staates bedeutet.

Den Lesern dieser Zeitschrift wird das hier wiedergegebene Kapitel eine besonders aufschlußreiche Probe vermitteln und gewiß Anreiz geben, das ganze, hiermit nachdrücklich empfohlene Werk der Ricarda Buch aufzunehmen.

Robert Volz / Gustav Manz

Wenn es schon heißt: „Dem Mimen flücht die Nachwelt keine Kränze“, so gilt dieses entsagungsvolle Wort erst recht für den Mann, der täglich neu die Kraft seines Herzens an das Zusammentragen und Gestalten einer Tageszeitung verschwendet. Sein Schaffen ist stützig und lebt nur für Stunden, es ist aus dem Augenblicke geschöpft und füllt den Augenblick aus.

Und doch — auch die Arbeit des Zeitungsmannes kann in die Weite wirken, kann ein Gebäude werden, kann ein Lebenswerk bilden und Tiefe und Breite gewinnen und etwas in den Köpfen und in den Gemütern hinterlassen, was länger währt, als bedrucktes Papier und als eine Feder, die unermüdet darauf gerichtet war, das kleine Leben niederzuschreiben und den Herzschlag der Welt, Wahrheit, Irrtum, Untergang und Zukunft darin zu belauschen.

Gustav Manz kam nicht zufällig zum Journalismus, sondern aus dem innersten Bedürfnis heraus, an der Auseinandersetzung mit den Strömungen seiner Zeit, an allem, was Kulturkampf und künstlerisches Schaffen bedeutet, lebhaften Anteil zu nehmen und an der Klärung der Anschauungen, an der Scheidung der Geister mitzuarbeiten. Ihn trieb es zur zwingenden Gestaltung, zum fesselnden Ausdruck, zum Rufe an die Öffentlichkeit, zur Eingabe seines tapferen Herzens an die Ausbreitung der Güter des Geistes und der Künste und zum Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit für die Läuterung des Denkens und Fühlens aller, die sein Wort erreichen konnten. In allem aber, was er tat und wirkte, lebte der deutsche Mensch, lebte ein selten ausgeprägtes und doch nie ausdrücklich betontes Deutschbewußtsein, ein selbstsicherer Stolz auf die Zugehörigkeit zu einer Kulturschicht, auf die das viel mißdeutete Wort geprägt worden ist, daß am deutschen Wesen die Welt noch einmal soll genesen.

Was alles ist durch seinen Gesichtskreis an Bühnen, Bühnenwerken und kritischen Arbeiten, auch auf musikalischem Gebiete, gegangen, und wie reich war die kritisch-wägende Anteilnahme dieses geborenen Journalisten edelster Prägung am kulturellen und künstlerischen Leben Deutschlands! — Aber nicht allein ein scharfer Verstand und ein ungewöhnliches Maß an Ueberzeugungstreue und an Klarheit des Wortes waren sein Rüstzeug, nicht minder entscheidend fiel seine kühl verborgene Warmherzigkeit ins Gewicht, wenn es galt, die Feder zum Streite zu führen, Herold von Gütern des Geistes und der Kunst zu sein oder als ihr Hüter schirmend dunkeln Mächten zu wehren. Doch nie war sein Urteil engstirnig oder ängstlich; er ließ dem Künstler die ganze Freiheit, zu schaffen, wozu es ihn treibt. Aber er verstand seinen Späß, wenn Hohlheit, Nichtstümmertum oder gar Schlimmeres sich breit machten. Dabei blieb er stets als Mann der Presse ein Kämpfer ohne Fehl und Tadel. Der überlegene Ernst und die unerschütterliche Vornehmheit seines Tones zwangen auch seinen Gegnern Achtung und weitreichende Wertschätzung ab. Wer Kritik und Polemik studieren wollte, dürfte an den Arbeiten von Gustav Manz nicht vorübergehen.

Allerdings war er kein Journalist, der den Tagesstreit suchte. Sein Hauptwerk war die durch viele Jahre hindurch von ihm geleitete bekannte literarische Beilage der alten „Täglichen Rundschau“, die im Spätsommer 1922 ein Opfer der Inflation geworden ist. Dort hat er, auf- und weiterbauend, einen großen Kreis treuer Leser geschaffen, die im Feuilleton des Blattes den Spiegel des geistigen und künstlerischen Deutschland fanden. Eine wohlthuende Ruhe, eine Art wissenschaftliche Gründlichkeit und Stoffwahl war für die Arbeit des Schriftleiters Manz kennzeichnend, der nichts von dem artistischen Allerweltjournalismus wissen wollte, wie er sich heute laut und leer in manchen Großstadtblättern breit macht.

Die wissenschaftliche Linie seiner Tätigkeit kam auch sonst immer wieder vorteilhaft zur Geltung. Als er in den letzten Jahren durch den Balkan reiste und seine Eindrücke in einer Artikelserie niederlegte, da war es wieder die geschlossene Art seiner Betrachtungsweise, die es ihm zum Bedürfnis machte, mit freier Beobachtungsgabe die geistigen Strömungen und kulturellen Kräfte der Länder zu verstehen und nicht bloß schillernd und flüchtig an der Oberfläche zu bleiben. Und immer schlug sein deutsches Herz in seinen frischen Zellen, wie er auch zu denen gehörte, die draußen zu den Deutschen sprechen und den Gedanken der nationalen Verbundenheit und der Kulturgemeinschaft pflegten.

Die Rede war nicht weniger sein Element als die Feder. In der Tiefe seines Herzens schloß ein in den Jahren des Studiums begrabener Wunsch, zur Bühne zu gehen. Es trieb ihn ebenso, sein Denken und Fühlen dem Papier anzuvertrauen, wie vor die Versammlung zu treten und die Macht des Wortes in die Waagschale zu werfen.

Aber auch hier war höchstes Verantwortungsbewußtsein Richtschnur seines Wirkens. Der gepflegte Stil des geschriebenen Wortes und die zur Blüte entwickelte Kunst der Sprache waren ihm gleichbedeutend. So wurde aus ihm ein vielgeschätzter Lehrer der Vortragskunst an der Technischen Hochschule Charlottenburg, am Berliner Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht und an anderen Instituten. In viele seiner Schüler pflanzte er erst das rechte Verständnis und die rechte Liebe für die freie Rede und für den Wert und die Schönheit des vollendet gesprochenen Wortes.

Manz hinterläßt mehrere Bücher und Neuausgaben deutscher Geistesgrößen. In der Zusammenstellung und Erläuterung der „Briefe an seinen Freund“, die Emil Goltz, der frühvollendete Dichter, an ihn gerichtet hat, kommt der ganze feinsinnige Literat zum Ausdruck, der in dem Verstorbenen lebendig war. Schöffel, Moerike, Sturm, Theodor Vischer sind uns in wertvollen Neuausgaben von ihm besichert worden, eine Abhandlung über den Berliner Humor wurde zu einer grundlegenden Arbeit, über Martin Luther im deutschen Wort und Lied ist uns ein Buch erhalten, und auch im Krlege sind mehrere Bücher entstanden, die nicht nur für den Augenblick bestimmt waren. Sie alle sichern ihm für immer einen ehrenvollen Platz im deutschen Schrifttume.

Auch das Zeitungswissenschaftliche Institut der Universität Berlin verliert in ihm den Leiter der literarisch-feuilletonistischen Abteilung, und die „Deutsche Presse“, das Organ der deutschen im Reichsverbande der deutschen Presse vereinigten Journalisten, beklagt den Tod eines seiner erfahrensten und von der hohen Aufgabe des Journalismus durchdrungensten Mitarbeiter. Seine ideale Auffassung von der Sendung des Publizisten und die Festigkeit seiner Gesinnung und seine Seelenstärke werden allen, die ihn gekannt, und die sein Wirken verfolgt haben, als leuchtendes und mahnendes Beispiel zugleich vor Augen schweben.

Es ist noch keine zwei Jahre her, daß die Berliner Kolonie der Badener sich im Brennpunkt ihres gesellschaftlichen Zusammenhaltes, im gastreichen Hause des Gesandten Dr. Honold versammelte, um einer Ehrung zum 60. Geburtstag von Gustav Manz beizuwohnen. Was draußen im Schrifttume von Berlin sich damals regte, den Jubilar zu grüßen, sein Lebenswerk voller Achtung und Stolz ins Licht zu rücken und Segenswünsche daran zu knüpfen für ein ferneres Wirken im Dienste der deutschen Literaturgeschichte, in den Spalten der deutschen Presse und im Vortragssaale als meisterhafter Lehrer der freien Rede, das alles war ihm Anerkennung, Ehre und Aufmunterung.

Aber die Feier im kleinen Rahmen und erst recht die Hochfeier zu später Stunde strahlten in das empfängliche Herz dieses aufrechten Mannes die wohlige Wärme heimatlicher Verbundenheit. Vor zwei Jahren weilte er in seiner Vaterstadt und führte eine gespannte Zuhörerhaft in seinen Alt-Darlsruher Erinnerungen über die eigene Jugendzeit hinaus zurück in die Kindheit unserer Väter und verstand es mit der strengen Schönheit und belebenden Phantasie, die sein Denken, Schreiben und Sprechen beherrscht haben, den Geist einer versunkenen Zeit lebendig werden zu lassen und die Lust entschwendener Tage hervorzuzaubern.

Der Kollege aber aus der „Täglichen Rundschau“ wäre noch ein Kapitel für sich, wäre ein Stück Zeitungsgeschichte, wie es so leicht nicht wieder zu finden ist. Das liegt nicht allein an dem seltenen Charakterbilde dieses gelehrten Journalisten Dr. Manz, der in einer Zeit seinen Beruf zu Ehren brachte, als das Journalistentum noch um die Anerkennung seiner Vollwertigkeit zu kämpfen hatte und der hineinwuchs in eine andere Zeit, in der vielerlei Entwurzelung neue Gefahren für den Beruf des Pressemanns heraufführte. Auch die innere Struktur jenes Blattes, die sich aus besonders günstigen Umständen heraus entwickeln konnte, gehört zu all' dem, was den Kollegen unvergänglich macht und was über die Zusammenarbeit in der Zeitung, der er entscheidend Gesicht und Wert geben half, einen Glanz schönster Erinnerungen breitet.

Karl Jörger / Vier Schnurren

Jedem das Seine.

Auch wohlbestallte Pfarrherren sollen die Gans ihrer Gemeindeangehörigen nicht leichtfertig aufs Spiel setzen, weil sie dabei rasch und unvermutet in gar üble Zwickmühlen geraten. Der Weissenbacher Ortsgeistliche Severin Tobler pflegte seit Jahren aus übertriebener Sparsamkeit sich selbst zu rasieren und die Haare auswärts schneiden zu lassen. Daher war sein Dorfbarbier Christian Huber nicht sonderlich mild auf ihn zu sprechen, und als mit den unwillkommenen Staatssteuerforderungen auch der wiederum erhöhte Kirchensteuerbescheid in die Kasserstube flog, stieg dem Baderchristel die Galle. Erst durchquerte er fuchtelnd und wetternd die Haarschneidewerkstatt. Dann hielt er sählings an, rieb die Nase, zog aus der Tischschublade einen langen Kanzeibogen und malte darauf einen lächerlichen Schriftsatz:

Herrn Pfarrer Severin Tobler, Hochwürden,
im Pfarrhaus.

Im abgelaufenen Jahr betrug Ihre Schuldigkeit
für Haarschneiden acht Mark,
für Rasieren sieben Mark,
macht zusammen fünfundzwanzig Mark,

welche heute zur Anforderung kommen. Der Betrag kann ganz oder auch teilweise bezahlt werden. Mahnung und Beitreibung der Barbierrechnungen sind mir eine unliebsame Pflicht.

In Hochachtung

Christian Huber,

Haarschneider und Rasieren en gros und endetail.

Kaum hatte der Ortsgeistliche den Forderungszettel des Baderchristels erhalten, als er schon in die Kasserstube schnaubte: „Wie kommen Sie dazu, mir eine Rechnung über geleistete Barbierdienste zu schicken? Ich war doch das ganze Jahr über nicht bei Ihnen!“

Der Dorfbarbier strich spähend das Kinn:

„Ich ja auch nicht bei Ihnen, Herr Pfarrer, und soll trotzdem Kirchensteuer bezahlen!“

Gut herausgeredet.

Ging der Spenglerlenz während seiner Bühler Gejellenzeit eines Morgens am Bürgermeisterhaus vorbei und gewahrte mit lästernem Seitenblick auf dessen Fensterbrüstungen eine Reihe prächtig erblühter Blumenstöcke. Eine Viertelstunde später sah er beim Nebwendel, welcher damals auf vielerlei dunkeln Pfaden und verdächtigen Schleichwegen sein Klumpen war, und hielt mit ihm eifrig Kriegsrat:

„Also, um elf Uhr rum bringst du den Karren, ich hole die Beiler und morgen verkaufen wir des Bürgermeisters Fenster schmuck auf dem Badener Wochenmarkt.“

Ueber Bühls Straßen und Plätzen hing stockdunkle Nacht. Da huschten um das Bürgermeisterhaus zwei Schatten. Lautlos wurde eine Leiter an die Wand gelehnt, ein Blumenstock nach dem andern von dem Standort geholt und sorgsam auf dem Karren verstant.

Als die Hälfte der Blütenbüsche schon glücklich verfrachtet schien, kieselte unerwartet ein Polizeidiener herzu:

„Holla! Was treibt ihr da? — Was wollt ihr mitten in der Nacht mit den vielen Blumenstöcken?“

Der Spenglerlenz richtete sich erboht hoch und zischte:

„Guttsympell! — Der Bürgermeister hat doch morgen Geburtstag, und dazu wollen wir sein Heim schmücken.“

„Geburtsstag hin, Geburtsstag her. Zu nachtschlafender Zeit wird nicht mit Blumenstöcken herumgeklettert. Erledigt den

Auftrag morgen in der Frühe und schert euch jetzt ins Bett! — Marsch, marsch!“

Der Spenglerlenz jubelte heimlich:

„Gast gehört, Wendel! Wir sollen erst morgen zieren. Nichts wie runter mit den Blumenstöcken und ab!“

Und während der Polizeidiener davontrottete, verlugen die beiden Gesellen den ausstehenden Rest der bürgermeisterlichen Blumen auf Nimmerwiedersehen nach dem Badener Wochenmarkt.

Abstinenz.

Die Vereinigung zur Bekämpfung des Alkoholgenusses beschloß, das Uebel bei der Wurzel zu fassen und einen Erkundungsvorstoß mitten in das Bühler Weingebiet zu unternehmen. Als die Reisegesellschaft beim Mittagsläuten die Affentaler Dorfstraße hinaufzog, gewahrten sie den alten Fallerfriß, welcher in der grellen Sonnenhitze vor seinem Hänslein unverdrossen Brennholz sägte. Leutselig klopfte ihm der Führer der Abordnung auf die Schulter:

„Ihr gehört wohl auch nimmer zu den Jüngsten im Dorf, guter Mann?“

Der Fallerfriß wischte mit dem Hemdärmel über die Stirne:

„Fünfundsechzig bin ich allmählich vorbei.“

„Fünfundsechzig? — Da habt Ihr Euch aber gut gehalten. Ihr habt wohl in Euerm Leben kaum Alkohol genossen?“

„Meiner Lebtag ist mir noch kein Tropfen von dem Teufelszeug ins Maul gekommen!“

Die Vorstandsmitglieder schmunzelten:

„Da entdecken wir ja mitten im Nebland ein Musterbeispiel für den Segen der Enthaltamskeit. Wohnen im Dorf noch mehr Leute von Euerm Alter, guter Mann?“

„Mein Vater lebt auch noch.“

„Wie? — Euer Vater lebt noch? — Ja, wie alt ist er denn?“

„Dreiundneunzig.“

„Dreiundneunzig Jahre! — Können wir Euern Vater einmal sprechen?“

Da fragte der Fallerfriß verlegen hinterm Ohr:

„Es wird wohl jetzt nicht gut gehen, er liegt nämlich in der Stube drinnen und schläft seinen Sonntagdrausch aus!“

Die siebente Witt.

Wenige Tage nach ihrer goldenen Hochzeit erschienen der Belten-Mois und seine Genoveva vor dem Barnhalter Bürgermeister und wollten sich scheiden lassen. Der Schultheiß betrachtete die beiden verhubelkten Gestalten vor dem Amtspulte und schüttelte den Kopf:

„Jetzt habt Ihr fünfzig Jahre zusammen gut getan, in Eintracht und Gottesfurcht Euer Tagewerk geschafft, Euer Kinder zu aufrechten und brauchbaren Menschen herangezogen, und nunmehr wollt Ihr auf einmal auseinander. Wer von Euch zwei ist denn der Störenfried?“

Der Belten-Mois brummte:

„Sie hat mir beim Beten den Kochlöffel aufs Maul gebroschen!“

„Aber Bev! Auch noch beim Beten!“

„So! Muß man sich, weil man fünfzig Jahr verheiratet ist, von seinem Ehemann alles bieten lassen? Hat er nicht bei der siebenten Witt' vom Vaterunser mich lang angepöckelt und dann gefenzt: Und erlöse uns von dem Uebel. Amen!“

Der Bürgermeister riet den beiden seltsamen Heiligen, nicht mehr gemeinsam das Nachgebet zu sprechen.

Otto Eichhorn / Frühling

Wenn im Lenz die ersten Veilchen blühten,
Ging ich an der Mutter Hand am Morgen
Am taufrischen Morgen durch die Felder —
O, was weiß ein Kinderherz von Sorgen —

Wußte nur: Die Welt ist schön!
Schöner noch als sonst scheint heut' die Sonne,
Schöner klingt vom Dorf der Kirche Glocke,
Lauter jubelt heut' der Vögelin Wonne.

Zog dann später in der Jahre Reigen
Durch die Welt ein neues Frühlingswehen — —
Was da klang und sang, war nur ein ernstes,
Schweres Lied vom Werden und Vergehen.

War ein Lied von einst geträumtem Traume,
War ein Lied von fernem Kinderzeiten,
War auch wie ein Lied vom Herbstesabnen
Und von jungem Lieben und vom Weiden.

Aber einmal wurde es Frühling im Land,
Da nahmst du mich liebend bei der Hand,
Du führtest mich durch die blühenden Auen
Und lehrtest mich wieder als Kind zu schauen.

Mich am Himmel zu freuen, am frühlingsblauen,
Wie ein Kind dem Augenblick zu vertrauen. — —
Da ward mir zuteil, als ein Gott zu leben:
Du hast mir die ewige Jugend gegeben!